

Nr. 95. Bromberg, den 27. April 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(22. Fortsetzung.)

8.

Vater Dag hatte den Lensmann gezüchtigt und seinem Hundespuk ein Ende gemacht. Seitdem befaßte sich der Lensmann nicht mehr mit Leuten, mit denen Dag zu tun hatte; aber er trank ebenso toll wie bisher, vielleicht noch toller, und spielte Karten, Tag und Nacht, jahraus, jahrein.

Eines Morgens nach einem solchen nächtlichen Gelage fand man den Lensmann tot auf seinem Stuhle. Seine Hand umkrampfte noch das Schnapsglas auf dem Tisch — er hatte sich buchstäblich zu Tode getrunken.

Er wurde begraben wie andere, aber bei seiner Beerdigung ereignete sich etwas Ungewöhnliches.

Der Pfarrer hielt die sonderbarste Rede, die man je bei einer solchen Gelegenheit gehört hatte. Er sagte klipp und klar, der Lensmann habe einen in jeder Beziehung gottlosen, unchristlichen Lebenswandel geführt, sei der ganzen Gegend ein Ärgernis gewesen und jetzt ebenso vor seinen Herrgott getaumelt, wie er meist gelebt habe, nämlich betrunken. Ja, der Pfarrer sprach in heiligem Zorn, so daß es alle Zuhörer kalt überlief. Er berührte sogar die Frage, ob es zulässig sei, den Lensmann in geweihter Erde beizusetzen, und wollte damit wohl andeuten, daß er ihn für nichts besseres hielt als einen Selbstmörder.

Der Lensmann besaß kaum einen einzigen Freund, dafür aber mindestens zwei Weiber und zahlreiche Nachkommen; und diese ganze Familie fand es unverschämt von dem Pfarrer, über einen Toten am Grabe aufrichtig und gerade herauszusagen, was alle anderen rings im Lande auch meinten.

Überall wurde davon gesprochen, und Obrigkeit und Beamte und andere einflußreiche Leute fanden das Auftreten des Pfarrers ungehörig. Man war sich allgemein einig, daß es die Aufgabe eines Pfarrers sei, ein Grabgefolge rücksichtsvoll und offenkundig zu belügen. Unter diesen großen Herren mochte mehr als einer, ja, mochten viele guten Grund haben, die Reden zu fürchten, auf die ein solcher Pfarrer bei ihrem eigenen Abschied vom Leben verfallen könnte. Und wie man auch gelebt hatte, man meinte am Schluß auf ein schönes Leumundszeugnis vom Pfarrer Anspruch zu haben.

Einige hatten gute Verbindungen, und es kam so weit, daß der Bischof zu einer außerordentlichen Visitation erschien, um sich nach dem unmöglichen Pfarrer zu erkundigen. Der Bischof war ein echter Sohn seiner Zeit. Er fühlte sich auf dem Pfarrhof mit den vielen Kindern und dem knappen Wein bei Tisch nicht wohl, und auch die bibelfeste Sonntagspredigt des Pfarrers war nicht nach seinem Geschmack. Er ließ den Pfarrer seine Unzufriedenheit spüren und tadelte ihn bei der Abfahrt geradezu wegen der Grabrede für den Lensmann. Sie habe Ärgernis, ja Abscheu erregt und sein Verhältnis zur Gemeinde unhaltbar gemacht — er werde später noch darüber hören.

Pfarrer Ramer war stark und stolz im Kämmerlein, wenn er sich in der Zwiesprache mit seinem Gott auf seine Predigt und Amtstätigkeit vorbereitete. Und bei allem, was sein Amt betraf, nahm er diese Stärke aus dem Kämmerlein mit hinaus in die Welt; in anderen Dingen aber war er nicht stark. Er gehörte nicht zu den Pfarrern, die den Bauern lehren können, Bauer zu sein. Er selbst war kein großer Landwirt und die Bewirtschaftung des Pfarrhofes keineswegs glänzend. Die schlechten Jahre hatten ihn wie andere zurückgebracht, und er mußte schwer um sein Auskommen kämpfen. Daß er sich mit den Großbauern im Kirchspiel nicht gut stand, mochte auch dazu beitragen, seine Einkünfte zu schmälern. Er war kein praktischer Mann, nein — ganz im Gegenteil, und so verlor man allmählich die Achtung vor ihm, und damit auch vor seinen Worten. Und mit niemand gingen er und seine Familie um. Die großen Höfe blieben ihm verschlossen, die kleinen verfielen gar nicht auf den Gedanken, den Pfarrer einzuladen. Seine strenge Verurteilung des Leichtsinns dieser Zeit und der Trunksucht brachten ihn noch mehr in den Ruf der Unumgänglichkeit. So verlor der Pfarrer allen Zusammenhang mit seiner Umwelt und vergrub sich immer mehr in seiner Amtsstube. Denn auf einem unordentlichen Hof, bei einer bedrückten Frau und armseligen Kindern ist das Behagen gering. Zu alledem kam jetzt noch der Besuch des Bischofs mit seinen drohenden Abschiedsworten.

Es ging auf das Frühjahr 1815 zu. Der Pfarrer saß in der Amtsstube und blickte nachdenklich über die Felder, wo sich noch hier und da Schneeflecken gehalten hatten. Vor ihm auf dem Tisch lag die Bibel aufgeschlagen, aus der viele Papierfetzen als Lesezeichen heraussahen. Neben der Bibel hatte er ein großes Blatt mit Notizen für seine Sonntagspredigt liegen, aber seine Gedanken waren in den letzten Wochen so unstet, daß es ihm schwer fiel, sie um einen bestimmten Punkt zu sammeln.

Nach dem Besuch des Bischofs war er in schlaflosen Nächten von schweren Anfechtungen geplagt worden. Er spürte so viel dahinter — so viel Haß gegen sich, und drohend lag die Unsicherheit über seiner Zukunft. War er in seinem Amt allzu selbstsicher gewesen? Hätte er in seinem Beruf und besonders bei der Beerdigung des Lensmannes doch einen faulen Mittelweg einschlagen, ein paar allgemeine Worte über Gottes Barmherzigkeit reden sollen? Er hatte es damals gerade für seine Pflicht gehalten, alle gründlich aufzuwecken, die sich in das unselige Treiben des Lensmannes hatten hineinziehen lassen, und zu versuchen, sie zu ernstem Nachdenken und zur Umkehr zu bringen. Ja, er hatte alles Ärgernis, das nach dem gefährlichen Beispiel noch in den Gemütern saß, dadurch austilgen wollen, daß er unverblümt heraussagte, wie verdammungswürdig ein solches Leben sei.

Der Bischof hatte gesagt, nicht uns komme es zu, zu richten, und hatte sogar vom Pharisäer und Zöllner gesprochen.

War er ein Pharisäer? War es die Aufgabe des Pfarrers, die Menschen zu noch größerer Liederlichkeit anzuhalten und milde über alles hinwegzusehen? Bequem mochte das sein — war es aber Gottes Wille?

Der Pfarrers Gedanken arbeiteten und arbeiteten, sie streiften auch, was seine Augen sahen: die Frühlingserde, die aus den Schneeresten heraustaute. Nun kam bald die Frühjahrsbestellung, und die Sorgen um allerlei Ausgaben für Saatkorn, Sämereien und Geräte überfielen ihn drückend; und hinter allem stand die Unsicherheit nach den Abschiedsworten des Bischofs.

Mitten in seine Überlegungen hinein drangen Räderrasseln und schwerer Hufschlag. Er richtete sich lauschend auf, und eine heiße Unruhe, ja Angst, stieg in ihm auf. Kam da jemand mit dem Bescheid, den der Bischof angekündigt hatte?

Draußen ging die Tür, und auf der Diele ertönten feste, ruhige Schritte. Jemand klopfte — nicht furchtsam wie ein ehrerbietiges Gemeindekind, sondern wie ein sicherer, zielbewußter Mann. Unwillkürlich stand er auf, wendete sich zur Tür und holte tief und zitternd Atem, ehe er so ruhig wie möglich „Herein!“ rief.

Die Tür öffnete sich nicht behutsam, nicht nur einen Spalt weit wie sonst, sondern flog mit einem Ruck ganz auf, und des Pfarrers Augen wurden groß und starr.

Den er zu allerletzt auf seiner Schwelle erwartet hatte — der alte Dag Björndal schritt mächtig durch die Tür und reichte ihm die Hand. Der Pfarrer war zur Hochzeit auf Björndal eingeladen gewesen, hatte aber in letzter Stunde abgesagt. Weder er noch seine Frau verspürten Lust, unter all den Herrenleuten zu erscheinen. Bei solchen großen Gelagen fühlte sich der Pfarrer niemals wohl. Sein einstiger kühner Vorsatz, den Leuten hinterm Wald näherzukommen, war immer wieder aufgeschoben worden und mit den Jahren ganz eingeschlafen. Und auch Adelheid hatte seiner ja nicht bedurft.

Der Pfarrer stellte geschäftig einen Stuhl hin, legte das Blatt mit den Notizen in die Bibel, schloß sie und schob sie beiseite, räumte Feder und Tinte fort und wieder her. Schließlich aber kam auch er zum Sitzen und drehte dem überraschenden Besuch das Gesicht zu. Dag mochte auch von der Lensmannsrede erfahren haben und jetzt kommen, ihn zur Rechenschaft zu ziehen.

Jeden Herbst traf auf dem Pfarrhof ein Elchstier aus Björndal ein, das beste Extrageschenk, das die Pfarrersfrau erhielt. Ein ganzer Elch, das verschlug bei der hungrigen Kinderschar. Der Pfarrer ertappte sich bei der Befürchtung, diese Elchsendung könne aufhören, und er zerdrückte rasch eine Träne; war es schon so weit mit ihm gekommen, daß er nur an so etwas in dem Augenblick dachte, wo Dag seine Amtsstube zum erstenmal betrat?

Er hätte wohl etwas sagen sollen, wie froh er über diesen ehrenvollen Besuch sei, hätte freundlich lächeln sollen, wie sonst immer unter vier Augen. Doch in diesen schlaflosen Nächten und einsamen Tagen hatte sich die Unruhe in ihn eingebohrt und seine Gedanken immer enger um den wunden Punkt gejagt: ob er sich wirklich wie ein Pharisäer benommen hätte, und was für Folgen das für ihn, und vor allem für seine Familie, haben würde. Daher überfiel ihn der Verdacht, auch dieser unerwartete Besuch müsse mit dem Haß zusammenhängen, der ihm überall begegnete. Er stand unter Zucht und Druck von allen Seiten. Man wollte einen braven, freundlichen Durchschnittspfarrer aus ihm machen.

Er war sich dessen so unbedingt sicher, daß er stumm und verbittert dasaß und den Gast abwartend musterte. Der Alte hatte seinen Stuhl so gerückt, daß er dem Fenster halb den Rücken kehrte und sein Blick am Pfarrer vorbei ins Zimmer ging.

Da der Pfarrer stumm war und blieb, wendete sich Dag ihm mit einem forschenden, halb schüchternen Lächeln zu. „Du weißt wohl nicht, warum ich hier bin,“ fragte er.

„Doch“, sagte der Pfarrer, „ich weiß schon, weshalb — die Mächtigen der Welt kommen.“

Dag zog die Brauen hoch und sah ihn an. Der bittere Ton der Worte entging ihm nicht; aber ihr Sinn blieb ihm unverständlich.

Da plötzlich schlug der Pfarrer mit den Händen hart auf die Armlehnen und sprang auf. „Ja, ich weiß, weshalb Ihr kommt. Alle sind sie hier gewesen, der Schreiber, der Vogt, der Bischof und andere — und wollen mich verpflichten und zwingen, nach ihrem Text zu predigen.“ In höchst unpriesterlicher Hast lief er im Zimmer auf und ab und fuchtelte mit den zitternden Armen; seine Stimme bebte vor Aufregung, als wäre er dem Weinen nahe. „Ihr droht mir mit Absetzung und Not für mich und meine Familie; was ich über den Lensmann sagte, ist aber meine Überzeugung, und aus innerster Überzeugung halte ich mich in meiner Predigt an Gottes reines Wort. Verstehst du, Dag Björndal?“ Er blieb vor Dag stehen und fuchtelte mit den bebenden Händen.

Vater Dags Ausdruck hatte sich von verwundertem Staunen in kalte Ruhe verwandelt. Jetzt erhob er sich plötzlich zu seiner vollen Größe und ließ seine Hand mit festem Schlag auf des Pfarrers Schulter fallen. „Willst du dich nicht setzen?“ fragte er. „Dann hätte ich dir ein paar Worte zu sagen.“

Der Pfarrer blickte ihn verwirrt an. Dags Stimme klang nicht erbost, wie die anderer Leute, sondern leise und freundlich. Beide ließen sich in ihre Sessel nieder, Dag drehte sich wieder so, daß sein Blick den Pfarrer nicht in Verlegenheit brachte. „Mich führt etwas ganz anderes hierher als der Wunsch, von diesen Dingen zu reden; da du sie aber selber zur Sprache bringst und darunter gelitten hast, will ich dir auch meine Ansicht einmal sagen. Ich habe einiges über die Vorgänge gehört und wäre gern eher gekommen, wenn ich gewußt hätte, daß es dir so nahe geht. Was du über den Lensmann gesagt hast, darüber will ich mich nicht äußern; wir beiden waren keine Freunde, er und ich. Was du aber predigst — in der Kirche oder am Grabe —, das ist für mich von vornherein richtig. Ich habe mit mancherlei zu tun gehabt; aber einen Pfarrer lehren zu wollen, wie er predigen soll — dazu bin ich nicht eingebildet genug. Wenn du es aber gern willst, kann ich dir heute sagen, daß du allerdings der beste Pfarrer bist, den ich je gehört habe.“

Der Pfarrer beugte sich tief in seinem Sessel vor und starrte Dags halb abgewendetes Gesicht an. Nicht ein einziges dieser ruhigen, gewichtigen Worte wollte er verlieren. Als Dag schwieg, flüsterte er nur: „Danke!“

Wohl um zu zeigen, daß er noch mehr auf dem Herzen hatte, rückte Dag umständlich den Stuhl, so daß er jetzt dem Pfarrer gerade zugewendet saß. Der blickte ihn unsicher fragend an.

„Ich möchte dir gern gleich noch etwas anderes sagen, wenn du erlaubst“, und ohne seine Zustimmung abzuwarten, fuhr Dag in leisem, vertraulichem Ton fort: „Du hast es verkehrt gemacht, Pfarrer — nicht in dem, was du mir erzählt hast, sondern in anderer Weise. Du vernachlässigst deinen Hof und deine Frau und deine Kinder und dich selber und verscherzest dir damit die Achtung der Leute — die Achtung vor dir selber und womöglich auch vor Gottes Wort. Du würdest dich daheim wie unter den Leuten und auf der Kanzel sicherer fühlen, wenn du deinen Hof besser hieltest. Und dann solltest du dich auch nicht so in deine Amtsstube verkriechen, wie ich höre, daß du es tust. Besorg deine Wirtschaft und geh unter die Leute, dann lernst du sie und ihr Treiben besser verstehen. Dann werden sie auch mehr Achtung vor dir bekommen, und du bist selbst nicht so unsicher, wenn dir etwas in die Quere kommt.“

Der Pfarrer strich mit unruhigen Händen fassungslos an der Stuhllehne auf und nieder. Wieder verging eine lange Zeit in Schweigen. Dag schien nichts mehr sagen zu wollen, also mußte der Pfarrer sich zu einer Antwort entschließen.

„Es ist leider wahr, was du sagst“, erwiderte er, „aber alles, was man im Leben unternimmt, kostet Geld; und ich habe keins . . .“

Der Alte unterbrach ihn mit kurzem Räuspern. „Ich weiß, du bist in der Klemme und hast außerdem noch Schulden. Auch das wissen die Leute, und auch das ist verkehrt. Ich habe schon manchem etwas geliehen, der mir weniger nahe stand als der Pfarrer. Wenn es dir recht ist, werde ich dir helfen, die Schulden loszuwerden und die hohen Zinsen, mit denen du zu kämpfen haben sollst. Und dann könntest du beschaffen, was du zur Instandsetzung des Hofes brauchst, und könntest ein freier Mann werden.“

Ein Zucken und Zittern durchfuhr den Pfarrer bei diesen Worten; er mußte sich mit der Hand schnell über die Augen wischen, und seine Stimme versagte merklich, als er nach längerer Pause reden und danken wollte. Endlich brachte er mühsam heraus, nach seinem Gefühl bliebe er möglicherweise hier gar nicht mehr lange Pfarrer.

Dag wollte genau wissen, was vorgefallen war. Und er erfuhr jetzt, wie sich die einflußreichen Männer der Gemeinde sämtlich gegen den Pfarrer zusammengetan hatten, und hörte auch von den Abschiedsworten des Bischofs.

Und er sann lange vor sich hin, der alte Dag. Er war es nicht gewohnt, daß jemand mächtiger war als er. Aber ein Bischof, das war etwas Besonderes. Er hatte noch nicht einmal einen gesehen. Seine nächste Beziehung zu dieser Seite des Lebens bestand darin, daß Adelheid die Enkelin eines Bischofs war. Er überlegte eine Weile, konnte sich aber nicht mit dem Gedanken abfinden, daß er, der alte Dag, nicht auch diese Geschichte mit dem Bischof irgendwie sollte bewältigen können. Schließlich festigte er seine Stimme. „Ich will ohnehin dieser Tage in die Stadt — und du sollst sehen, dann kommt die Sache mit dem Bischof schon in Ordnung."

(Fortsetzung folgt.)

Heldentod vor Düppel.

Erzählung von Erich Tüllner.

Wochen schon lag die preußische Armee vor den Düppeler Schanzen, Wochen schon überschütteten hundert Geschütze die dänische Stellung mit schweren Salven.

In der Nacht vom 12. auf den 13. April traf im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl ein Beauftragter des Königs ein. Der Prinz berief die Generale zur Beratung, an der Spitze den Chef des Generalstabes, von Blumenthal.

Auf Vorschlag des Königs wurde die Anlage einer dritten, weiter an die Schanzen herangeschobenen Parallele beschlossen, um so die Gefahren eines Sturmes aufs mindeste zu beschränken.

Als die Versammlung beendet war, blieben nur Blumenthal und ein Major des Stabes im Zimmer des Prinzen zurück.

Für Augenblicke schwiegen die drei, als verfolgten sie die leise verhallenden Schritte der anderen.

„Also", sagte der Prinz endlich, „Aufschub!"

Der Major lächelte und warf mit einem seltsam auffässigen Unterton in der Sprache hin: „Die Nerven der Truppe sind aufs äußerste angespannt!"

Friedrich Karl nickte: „Ich weiß es! Trotzdem ist es notwendig, sie weiter in Anspruch zu nehmen."

Der Major ging unruhig auf und ab. „Ich verstehe den Sinn der Aktion nicht ganz!" sagte er beiläufig.

„Der Belagerung?" fragte Blumenthal.

„Des Krieges!"

Blummenthal lachte: „Den kennt doch jedes Kind! Es geht darum, die Deutschen Schleswig-Holsteins für immer von der dänischen Fremdherrschaft zu befreien!"

„Mit Verlaub — scheint mir der Anlaß, aber nicht die Ursache!"

„Und was meinen Sie?" fragte nun der Prinz.

„Königliche Hoheit, ich glaube, Preußen spielt ein gefährliches Spiel!" Er zog die Augenbrauen hoch, als erwarte er Beifall.

„Sie sagen Preußen und meinen Bismarck?" fragte der Prinz.

Der Major antwortete nicht. Blumenthal erhob sich. „Sie sind anscheinend Defaitist!" sagte er. „Aber glauben Sie: Preußen ist kein Territorium Bismarcks. Alle Befehle gehen durchs Ohr Seiner Majestät! Und wenn dieser Krieg geführt wird, so ist er hundertmal durchdacht worden."

„Und die überraschende Intimität zwischen Preußen und Österreich? Wenn zwei Wölfe ein Schlaf reißen, trennen sie sich gewöhnlich nicht in Freundschaft!"

„Das eben sollen sie auch nicht!" warf der Prinz ein. „Denn bedenken Sie: einmal muß aus dem Nebeneinander der Staaten und Monarchen doch das einige Deutschland werden. Und vielleicht, meine Herren, entscheiden unsere Geschütze hier, wer einmal stark genug sein wird, um die Zügel des neuen Reiches zu führen!"

„Bismarck nicht! lachte der Major. „Ich glaube, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Einheit Deutschlands nichts anderes ist als eine nebelhafte Vorstellung im Gehirn des Herrn von Bismarck."

Die beiden anderen schwiegen betreten. Die Atmosphäre des Zimmers war wie mit Explosivstoffen geladen. „Gehen wir zu Bett!" sagte schließlich der Prinz. „Beim Morgengrauen beginnt das Bombardement von neuem!"

*

Wieder öffneten sich die Schlünde der Batterien. Zwei Nächte dauerte es, bis die dritte Parallele angelegt war.

Am 17. April werden alle entbehrlichen Truppen in die Reservestellungen genommen. Für den 18. April wird der Sturm angesetzt.

Um Mitternacht rückten die Kolonnen in die vorderste Front ein. Dicke, regenträchtige Wolken jagten seewärts. Es war, als dränge das Brausen des Meeres bis in die Ohren der Soldaten.

Kaum ein Laut verrät die Vorbereitungen der Belagerer. Um zwei Uhr ist der Aufmarsch beendet. Leise gehen die Befehle von Mund zu Mund.

„Wie spät?" fragt der Pionierunteroffizier Lademann den Pionier Kitto.

„Halbdrei!" antwortet eine heisere Stimme.

„Verdammtes Warten!"

Wieder ist Stille.

Sie stehen und warten. Und sind mit den Gedanken fern dem Schlamm, in dem sie liegen, und fern der Nacht, die sie durchwachen.

„Man müßte ein Held sein!" sagte plötzlich der Pionier Klinke leise.

Verhaltenes Lachen antwortet.

„Was lachst du Kerl? Daß wir alle nur Kanonenfutter sind, das ist dir zum Lachen?" Und wieder, tief aus dem Innern her, sagt er: „Aber ein Held müßte man sein!"

Kitto brummt: „Philosophier' du, wenn wir bis zu den Knien im Dreck stehen! Held! Was ist das Held?"

Klinke antwortet leise in die dunkle, brausende Nacht hinaus: „Das ist, einmal sich selbst vergessen, nur an andere denken — und für andere sterben — fürs Vaterland!"

Der Sturm nimmt den Pionieren das Wort von Munde. Und als kehre er den Boden des Himmels mit gewaltigem Besen aus, jagt er die Wolkenbarre bis an den Horizont.

Im Osten dämmert der Tag. Die gegenüberliegenden Wälle heben sich wie riesige, erwachende Tierleiber aus der Ebene. Mählich und mit müden Augen erkennen die Soldaten das Terrain, in dem sie sich vergraben haben.

Sobald die Schanzen des Feindes ein Ziel bieten, beginnen die schweren Kanonen abermals mit dem Bombardement. Da weicht die Beklemmung von den Soldaten, und im Dröhnen der Geschütze finden sie den Mut wieder, den das rätselhaft beängstigende Schweigen der Nacht ihnen genommen hat.

Stunden vergehen im Warten. Kurz vor zehn Uhr werden die Koppel fester gezogen. Kurz vor zehn Uhr duckt jeder sich zum Sprunge.

Minuten nur noch! Unermüdlich donnern die Salven der Artillerie. Die Körper gespannt, stehen die Soldaten im Graben.

Zehn Uhr!

Die Kanonen schweigen. Als habe die Erde zu atmen aufgehört, drückt die plötzliche Stille alles Leben nieder. Dann aber springen die Stoßtrupps aus der Parallele, und nach ein paar Schritten schweigenden Vorstürmens bricht aus der Front wie aus einer Kehle der Schlachtruf: Hurra!

In derselben Minute klingt, von vier Musikkorps gespielt, der Yorksche Marsch mit titanischer Wucht übers Schlachtfeld.

„Piefke spielt!" jubeln die Brandenburger. Und fester nehmen sie die Gewehre, und schneller stürmen sie vorwärts.

Jetzt haben sie die Schanzen erreicht — jetzt fliegen die ersten Pulversäcke gegen die Befestigungen — jetzt zerspringen die ersten Palisaden unterm Druck der Explosion.

„Drauf!" brüllt Lademann und springt über stürzende Füsiliere hin der Schanze II entgegen. „Den Pulversack!" befiehlt er. Kitto trägt ihn. Der Unteroffizier entzündet ihn.

Da entreißt Klinke dem Kameraden die tödliche Ladung. Ein Held müßte man sein! schießt es ihm durch den Sinn. Ein Held! Und er springt unterm Feuer der dänischen Grenadiere gegen die Palisaden.

Eine Sekunde halten die Stürmenden inne.

Da explodiert die Pulverladung, und aus der Lücke, die er in die Palisaden riß, fällt der zerstückelte Leichnam des Pioniers Klinke.

„Ein Held!" schreit Kitto und denkt an die vergangene Nacht. Aber schon brechen die preußischen Sturmkolonnen durch die Lücke, die ihnen der Opfertod Klinkes öffnete. Und wenige Minuten später flattern schwarz-weiße Fahnen auf den Düppeler Schanzen.

*

Mitten unter den toten Soldaten lag auch der Pionier Klinke. Er hatte nicht gefragt, ob die Politik, die diesen Krieg zu ihrem Mittel erhoben hatte, Recht oder Unrecht, Sinn oder Unsinn war — er war gestorben, wie er nicht besser hätte leben können. Und alle Banner wehten für ihn.

Durchs Feuer gehen — wissenschaftlich gesehen.

Interessante Versuche eines Inders vor dem Prüfungsausschuß.

Es gab im Weltkrieg für einen Offizier kein schöneres Lob als die Tatsache, daß seine Soldaten für ihn durchs Feuer gingen, das heißt sich willig seiner bewährten Führung anvertrauten, auch wenn sie in Not und Tod führte. Die Verehrung eines Führers, der seiner Truppe in jeder Hinsicht ein leuchtendes Beispiel an Opfermut, Kameradschaft und Tapferkeit war, wirkte anspornend auf den Soldaten und befähigte ihn zu ungewöhnlichen kriegerischen Leistungen.

Ein Mensch, der bereit ist, für einen anderen „durchs Feuer zu gehen", beweist damit ein ungewöhnliches Maß an Opfersinn, eine Begeisterungsfähigkeit, die etwas Ekstatisches an sich hat. Man kann sich nicht recht vorstellen, daß er bei kühlem Verstande einer solchen Handlung fähig sei, und doch gibt uns das Leben gelegentlich Proben davon.

Da erregt zum Beispiel gegenwärtig ein dreiundzwanzigjähriger mohammedanischer Inder namens Ahmed Hussain aus Cawnpore Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt Englands. Er wandert mit bloßen Füßen durch glühende Kohlen, ohne sich die geringsten Verletzungen zuzuziehen, eine Kunst, die er von seinen Vätern geerbt hat. Dabei handelt es sich keineswegs um einen sogenannten Hokuspokus, um einen geschickten Trick, wie er hin und wieder auf Jahrmärkten gezeigt wird, sondern um eine ungewöhnliche Fähigkeit, die wissenschaftlich auf das genaueste nachgeprüft werden konnte. Hussain stellte sich dem „Council for Psychical Investigation" der Universität London zur Verfügung und führte kürzlich seine Versuche vor einem Kreise von Gelehrten in Carshalton, Surrey, aus.

Man hatte dort im freien Felde einen Graben von 380 Zentimetern Länge, 150 Zentimetern Breite und 45 Zentimetern Tiefe gezogen, vier Tonnen Kohle in ihn hineingeschüttet und angezündet. Bei Beginn der Versuche wurde eine Temperatur von 575 Grad Celsius an der Oberfläche des künstlichen „Kohlenherdes" und eine von 700 Grad im Innern gemessen, also eine infernalische Gluthitze, die ausreichte, einen Menschen, der mit diesem Feuer in Berührung kam, gründlich zu verbrennen.

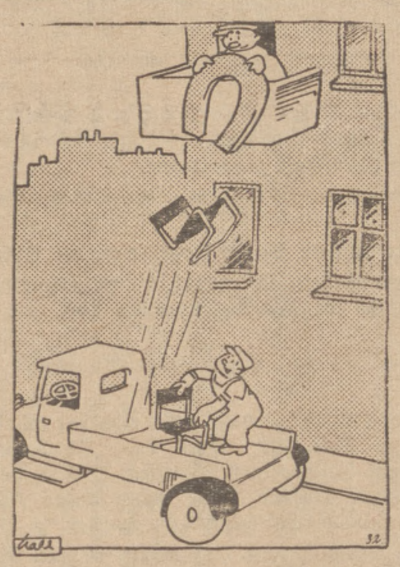
Hussains Füße wurden zunächst von zwei Krankenschwestern in einem lauwarmen Bad gewaschen und auf ihre Eigenwärme hin von Professor Pannett untersucht. Es ergab sich, daß die Füße durchaus normal waren, daß jedoch ihre Temperatur etwas niedriger lag als im allgemeinen bei anderen Menschen. An einem der Füße wurde ein kleines Zinkoxyd-Pflaster befestigt. Darauf erhob sich Hussain, stellte sich an das eine Ende des feurigen Grabens und murmelte eine uralte Beschwörungsformel, während er über seinem Kopf die Arme mit nach außen gelegten Handflächen streckte. Dann strich er sich beide Hände über das schmale Asketengesicht und ging mit einigen langsamen festen Schritten durch die feurige Lohe. Nach Ablauf von anderthalb Sekunden stand er wieder auf dem Felde. Professor Pannett untersuchte mit einigen Herren des eigens zu diesem Zweck gebildeten Prüfungsausschusses die Füße der unerschrockenen Mannes und fand nicht die geringsten Brandverletzungen an ihnen. Merkwürdigerweise war die Eigenwärme beider Füße noch etwas geringer als vor Beginn dieses Experiments, obwohl doch Hussain durch die teilweise zu glühender Asche verbrannten Kohlen geschritten war. Auch das Zinkoxyd-Pflaster befand sich in völlig unbeschädigtem Zustand.

Eine Weile später wurde der Versuch wieder aufgenommen. Hussain schritt abermals durch das Feuer, und zwar in Begleitung von drei „Amateuren", die sich freiwillig zur Verfügung gestellt hatten. Alle bildeten eine Kette, dergestalt, daß der dem Inder folgende Mann seine eine Hand am Gürtel des Vordermannes hielt und seine andere in die des ihm Folgenden legte. Tief sanken dieses Mal die Füße der „Feuerschreiter" im Graben ein. Hussain aber blieb nach wie vor unverletzt, während die Füße der drei Freiwilligen einige Brandwunden aufwiesen, die sofort sachgemäß behandelt wurden. Immerhin waren diese Verletzungen nicht erheblicher Art und keineswegs so, wie sie normalerweise bei einem Gang über glühende Kohlen hätten sein müssen. Zwei der Freiwilligen wiederholten ohne Hussain und ihren Gefährten das Experiment, mußten es aber auf halber Strecke aufgeben, da sie jetzt Gefahr liefen, sich ernsthaft zu versengen.

Alles was Hussain von seinen „Nachfolgern" forderte, war der Glaube an die eigene Unverletzbarkeit und die Niederkämpfung jeglichen Angstgefühls. Dieser Forderung entsprachen die Freiwilligen nur zu einem Teil. Einer von ihnen berichtete, er habe beim ersten Durchschreiten des Grabens zwar keine Schmerzen, aber eine schier unerträgliche Erhitzung seiner Füße gespürt. Der zweite sei sich im Augenblick der Berührung der Größe dieser Gefahr bewußt geworden und wollte das Experiment auf keinen Fall ein drittes Mal ausführen. Der dritte behauptete, bei den letzten Schritten stechende Schmerzen unter der Sohle empfunden zu haben. Übereinstimmend erklärten alle drei, mit Hussain selbst keinerlei Verbindung durch Handauflegen gehabt zu haben.

Die Gelehrten nahmen alles zu Protokoll und begnügten sich zunächst mit der Feststellung, hier ein schier übersinnliches Phänomen in seinem ganzen Ablauf auf das genaueste verfolgt zu haben, ohne die Handlung selbst vorerst wissenschaftlich erklären zu können.





Die Ziehleute sind für die Stahlmöbel-Mode Feuer und Flamme.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.